WISSENSCHAFTLICHER LEBENSLAUF

[1952]

Ich bin geboren in Kiel am 22. August 1858 als Sohn des Physikus und Privatdozenten der Gynäkologie Hermann Schwartz und seiner Frau Sophie, geb. Michaelis. Sie war eine Nichte Otto Jahns, eine Schwester des Archäologen Adolf Michaelis. Ihre älteste Schwester war die zweite Frau des Historikers J. G. Droysen, eine andere die des Archäologen Eugen Petersen. Ich hoffe, dieser Verwandtschaft keine Unehre gemacht zu haben.

Mein Vater wurde als ordentlicher Professor 1859 nach Marburg, 1862 nach Göttingen berufen, wo er bis zu seinem Tode 1890 blieb. Dort habe ich das Gymnasium besucht und die ersten beiden Semester verbracht, zwischen Philologie und Sprachwissenschaft schwankend. Zu meinem Glück wurde ich im dritten Semester (1876) nach Bonn geschickt; dort haben mich Usener und Buecheler, nicht minder aber der studentische philologische Verein zum Philologen gemacht. Der erste Band von Mommsens Römischem Staatsrecht, der 1877 erschien, riß mich so fort, daß ich den Plan faßte, im kommenden Semester neben den philologischen Vorlesungen Institutionen zu hören und dann nach Berlin zu gehen und mich in die *cohors Theodori* einreihen zu lassen. Aber es kam anders; Usener stellte am Ende des Semesters eine Preisaufgabe, deren Thema einer Seminararbeit von mir entnommen war. Die Arbeit mußte ich machen; aus ihr ist die Festschrift zu Buechelers 25jährigem Doktorjubiläum *(de scholiis Homericis ad historiam fabularem pertinentibus)* hervorgegangen. Als ich dann 1878 wirklich nach Berlin ging, imponierte mir Mommsens Kolleg über Epigraphik ungemein, aber in seine Übungen wagte ich mich törichterweise nicht. 1879 zog ich nach Greifswald, hörte den 31jährigen Wilamowitz; das war etwas ganz Neues auch

für ein altes Bonner Semester. Ich besuchte ihn oft in seiner Sprechstunde und er widmete mir mit nie versagender Geduld viele Zeit. Im Herbst 1879 kehrte ich nach Bonn zurück und wurde am 14. Juli 1880 zum Doktor promoviert; meine Dissertation *de Dionysio Scytobrachione* ist bald widerlegt, ohne daß es mich geschmerzt hätte. Auch später habe ich mich um das Schicksal meiner Bücher, wenn ich sie der Öffentlichkeit übergeben hatte, nicht sonderlich gekümmert; sie mochten selbst sehen, wie sie durchkamen.

Als ich 1881 nach Italien ging, zunächst als Stipendiat des Deutschen Archäologischen Instituts, lockten mich vor allem die Handschriften in den Bibliotheken, wenn ich auch durch zwei italienisch geschriebene Aufsätze, einen im Bollettino und einen anderen in den Annali, meine Visitenkarte pflichtschuldigst bei der Archäologie abgab und in den Museen, Galerien und Kirchen nicht aus Pflicht, sondern mit dem Herzen umherging. Vorgenommen hatte ich mir die Euripidesscholien und von Kirchenvätern die Apologeten und Eusebius' Kirchengeschichte und Praeparatio evangelica, zunächst wegen der Zitate aus den Apologeten. Ehe ich abreiste, holte ich mir den Segen Lagardes, der mich freundlich aufnahm, als *theologus in partibus infidelium*, wie er sagte.

Die Entdeckung zitatenreicher ungedruckter Scholien zu Euripides' Andromache in einer jungen Hs. der Vaticana bestimmte die Arbeit, die zunächst gemacht werden mußte; doch führte ich meine Apologetenkollationen durch und stellte die handschriftliche Überlieferung zu den beiden Werken des Eusebius fest. Um dies ganze Material abzuschließen, ging ich 1883 noch für zwei Monate nach Paris. Meinem Vater danke ich, daß er mir für diese Wanderjahre — das Stipendium lief nach einem Jahr ab — die Mittel bereitstellte; nur einen kleinen Teil brachte ich durch Kollationen für andere selbst auf.

Im Frühjahr 1884 habilitierte ich mich in Bonn. 3½ Jahre habe ich privatim doziert; mit zwei Heften, einem über hellenistische Prosa und einem über hellenische Historiographie,

habe ich später noch etwas anfangen können. Den ersten Band der *Scholia in Euripidem* brachte ich 1887 heraus; die Ausgabe von Tatians Oratio ad Graecos war zum größten Teil im Manuskript fertig — ich hatte mit Wilamowitz den ganzen Text durchgesprochen —, als im Oktober 1887 der Ruf nach Rostock ankam, zunächst für ein Extraordinariat; ein halbes Jahr danach wurde ich als Nachfolger F. Leos Ordinarius. 1893 kam ich nach Gießen. Die wissenschaftliche Produktion mußte zurücktreten hinter den amtlichen Pflichten; auch erwiesen sich die schlechten Bibliotheken als ein böses Hemmnis. Immerhin konnte ich den Athenagoras herausbringen; ich überwand mich auch und schloß mit einem zweiten Band die Ausgabe der Euripidesscholien ab. Die ununterbrochene Korrespondenz mit Wilamowitz, der die Bogen mitlas, ist mir eine große Erinnerung. Weil ich mich über Gelzers »S. Julius Africanus« und Gutschmids Behandlung des eusebianischen Kanons geärgert hatte, wandte ich die Osterferien 1894 daran, über die Königslisten des Eratosthenes und Kastor zu schreiben. Vieles ist übereilt und verfehlt, weil ich, wie meist, zu früh abbrach; aber die Korrektur des bis dahin allgemein gültigen Scaligerschen Urteils über Africanus und Eusebius war richtig, und daß ich die Methode, nach der die antike Chronologie die Daten, die vor dem Beginn eponymer Listen lagen, bestimmte, der Hauptsache nach aufgeklärt habe, meine ich noch jetzt. 1896 forderte mich das Frankfurter Hochstift zu Vorträgen über den griechischen Roman auf. Ich nahm an, obgleich ich damit anfangen mußte, daß das Thema falsch gestellt sei; ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, einmal über griechische Geschichtschreibung, von der der sog. Roman abhängig ist, zu einem weiteren Publikum zu sprechen. Wie alle meine Vorträge in Frankfurt, arbeitete ich sie vorher aus, dachte aber zunächst nicht daran, sie drucken zu lassen; daß es doch geschah, haben meine Frankfurter Freunde zu verantworten.

Die Verbindung mit dem Frankfurter Hochstift blieb dauernd. Von Straßburg aus trug ich die erste Reihe der Charakterköpfe

vor, sie sind für den Druck stark umgearbeitet, auch in den späteren Auflagen vielfach verändert. Es war ja nicht nur eigene Forschung, vieles mehr literarische Leistung, was ich vorzubringen hatte. Anders die zweite Reihe, die aus einer Vorlesung über hellenistische Philosophie und meiner Zusammenarbeit mit Wellhausen herausgewachsen war. Die Vorträge über Probleme der antiken Ethik habe ich nicht drucken lassen; eine Skizze steht in dem Jahrbuch des Hochstiftes von 1906[1]. Die letzten Vorträge über Kaiser Konstantin und die christliche Kirche habe ich dann noch einmal, nach dem Kriege, in den »Meistern der Politik« behandelt.

Was von Zeit noch übrigblieb, mußte für die Mitarbeit an der Pauly-Wissowaschen Realencyclopädie verwandt werden. Mir waren die »griechischen Historiker« überantwortet, und zwar, was im Grunde widersinnig war, alle Historiker die griechisch geschrieben hatten, also auch die, die in die römische Geschichte gehörten. So mußte ich Appian, der interessant war, Cassius Dio, der schon weniger anzog, und den unausstehlichen Dionys von Halikarnaß mit verarbeiten und, was ja nicht schadete, mit der Problematik der römischen Geschichte vertraut werden. Ein paar Hermesaufsätze und Programme sind dabei abgefallen; vor allem kam es meinem Vortrag über Cicero zugute, daß ich den historischen Hintergrund kannte; als Philologe war ich sowieso vor falschen Werturteilen sicher. Zum Lohn für diesen Einbruch in die Historiker Roms brauchte ich auf den lateinisch schreibenden Alexanderhistoriker Curtius nicht zu verzichten. Übrigens brachte das Studium der Alexanderhistoriker mich in Gefahr, auf Abwege zu geraten. Ich brauchte — oder glaubte es wenigstens — genaue Kenntnis der Landschaft zwischen Kabul und dem Pendjab, um Aristobul und Ptolemaeos scheiden zu können; außerdem hatten mich schon lange Müllenhoffs Forschungen über Herodots ἱστορίη des Nordens und Nordostens begeistert. Bald riß mich diese geographische Beschäftigung fort zu dem — ich kann nur

[1] *[1. Band, S. 9—46.]*

sagen leichtsinnigen — Plan, darzustellen, was die Hellenen von Asien wußten; ich schaffte mir genaue Karten an, englische namentlich und russische, und exzerpierte alle Reisebeschreibungen deren ich habhaft werden konnte, lernte auch Russisch. Schließlich sah ich ein, daß der Zeitaufwand nicht im Verhältnis zu dem Ertrag stand; mir fehlten die Sprachkenntnisse, um die Ortsnamen richtig zu behandeln. So ließ ich die Arbeit fallen, nahm sie auch nicht wieder auf, als ich später in Göttingen so viel Arabisch gelernt hatte, um die leichteren Geographen, Istachri und Ibn Hauqal, lesen zu können. Denn es fehlte immer noch das Wichtigste, eine gründliche Kenntnis des Iranischen; das merkte ich durch den Verkehr mit Andreas, mit dem ich schon während meiner Gießener Zeit eine dauernde Freundschaft schloß. Später in Göttingen habe ich im Verein mit Wellhausen ihm die Stellung verschafft, die er verdiente. Ganz umsonst sind meine geographischen Seitensprünge nicht gewesen; ich konnte wenigstens versuchen, für Kerns »Inschriften von Magnesia« die Lage des verschwundenen Apamea am Seleias im Irâq ungefähr zu bestimmen; auch bei dem Aufsatz über Syrien und Assyrien im Rehmheft des Philologus von 1931[1] kam mir die einstmals erworbene Praxis in der philologischen Geographie zustatten. Der schönste Lohn war aber, daß ich meinem und des Grafen Solms-Laubach gemeinsamen Straßburger Schüler, dem unvergeßlichen, im Kriege gefallenen F. Bretzl, das Thema zu seinem Buche über die botanischen Entdeckungen des Alexanderzuges stellen konnte; daß das Buch eine Leistung ersten Ranges wurde, war das ausschließliche Verdienst des selten begabten jungen Mannes.

Im Frühjahr 1897, als das 25jährige Jubiläum der Universität gefeiert wurde, trat ich in Straßburg die Nachfolge Kaibels an. Zahl und — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — Qualität der Zuhörer war nicht erheblich; der Zuzug aus Altdeutschland hatte fast ganz aufgehört. Aber es war doch eine große Universität, die Bibliothek vorzüglich, die Lehrfächer, auch die

[1] *[Unten S. 240—269.]*

exotischen, reichlich und z. T. glänzend besetzt; es genügt Windelband, Nöldeke, Dehio zu nennen. Mit Reitzenstein und Bruno Keil verband mich persönliche Freundschaft. Diese Jahre sind die glücklichsten meines Lebens gewesen. Dort bekamen auch meine Studien die Richtung, die mehr und mehr bestimmend wurde, mich freilich aus dem Stoff der klassischen Philologie hinaustrieb und, zunächst wenig spürbar, dann aber in steigendem Maße, einen Widerstreit zwischen der Lehrtätigkeit und der wissenschaftlichen Produktion herbeiführte, von dem mich erst mein lange ersehnter Abschied vom Amt 1929 befreit hat. Ich hatte schon von Rostock aus der Berliner Akademie einen detaillierten Plan zur Ausgabe von Eusebius' Kirchengeschichte eingereicht; er wurde abgewiesen, weil Harnack, der Mommsens Ohr hatte, für die von ihm geplante Ausgabe der griechischen Kirchenväter philologische Mitarbeit nicht wünschte, was natürlich nicht offen gesagt wurde. An und für sich war es für mich und, was wichtiger ist, für die Ausgabe ein Glück, daß sie damals nicht zustande kam; die syrische Übersetzung war noch nicht gedruckt und mit Rufin wäre ich allein bei der riesigen Fülle der Handschriften nicht fertig geworden. Die Situation änderte sich, als Wilamowitz nach Berlin kam und in die Kirchenväterkommission eintrat; er setzte durch, daß Philologen von Fach zugezogen wurden und ich die Kirchengeschichte des Eusebius zugewiesen erhielt. Mommsen übernahm eine Revision des Rufintextes, die zwar kein Bild der Überlieferung gibt, aber doch einen so weit gesicherten Text, daß ich ihn zur Kontrolle des griechischen Textes gebrauchen konnte. Ein schwieriges Problem war die syrische Übersetzung, von der zwei Bücher noch dazu nur in einer weiteren armenischen, miserabel gedruckten Übertragung vorliegen. Ich sah bald, daß ich mit deutschen Übersetzungen nichts anfangen könne, und machte mich daran, Syrisch und Armenisch selbst zu lernen. Das letztere blieb mir immer eine fatale Sprache; Syrisch hat mir sehr genützt, da das Übersetzersyrisch verhältnismäßig leicht vom Griechischen aus ver-

standen werden kann. So sind mir manche Entdeckungen geglückt; am meisten Lärm machte die ganz unbekannte Synode von Antiochien 324, weil sie die traditionelle Auffassung des nicaenischen Konzils verschob. Harnack behauptete, ich sei das Opfer einer Fälschung geworden; ich wehrte mich mit Erfolg, hätte vielleicht meine Erbitterung über den unverschuldeten und ungerechten Vorwurf etwas mehr für mich behalten können. Ich war noch jung und von schweren Schicksalsschlägen verschont geblieben; da ging's mir durch. Was ich aus eigener Erfahrung den 1901 in Straßburg versammelten Philologen zurief, daß sie orientalische Sprachen lernen müßten[1], war leider in den Wind gesprochen; der alten Kirchengeschichte des Ostens und der griechischen Patristik bekommt es schlecht, daß so wenige klassische Philologen da sind, die mit der orientalischen Überlieferung umgehen können, und die Orientalisten von Beruf dem späten Griechisch meist nicht gewachsen sind, besonders, wenn es rhetorisch verschnörkelt ist.

Weil es mir unanständig vorkam, einen Text herauszugeben, dessen Inhalt ich nicht ordentlich verstand, mußte ich mich auch mit moderner kirchengeschichtlicher Literatur abgeben; Harnacks Schriften hatte ich von jeher eifrig gelesen. Natürlich bin ich den Massen von Produktion gegenüber eklektisch verfahren, es wuchs auch die Skepsis, als ich merkte, daß manches Problem, philologisch und geschichtlich betrachtet, anders aussah als im Licht theologischer Hypothesen. Aber es dauerte lange, ehe ich einsah, daß Kirchengeschichte etwas anderes ist als Dogmengeschichte; erst Sohms Kirchenrecht, auf das mich der zu früh verstorbene Tübinger Rietschel hinwies, brachte mir gerade durch seine radikale Konsequenz die Klarheit. Nicht das Abstraktum »Christentum«, sondern die geschichtliche Wirklichkeit der Kirche muß ins Zentrum gestellt werden: dann schiebt sich alles zurecht.

Es gab also Arbeit genug; aber ich erreichte, daß, ehe ich 1902 von Straßburg wegging, die ersten 5 Bücher der Kirchen-

[1] *[1. Band, S. 6.]*

geschichte fertig waren und gedruckt werden konnten. Die ganze Ausgabe mit Vorrede und Indices, die ein Jahr Arbeit kosteten, weil ich damals in solchem Geschäft noch ungeübt war, wurde 1909 fertig.

Kaibel starb im Oktober 1901. Was ich lange gefürchtet hatte, trat ein; ich sollte sein Nachfolger in Göttingen werden. Ich wehrte mich mit allen Kräften; Straßburg und das Elsaß waren mir eine Wahlheimat geworden, der Posten an der Grenze sagte mir zu, und ich mochte ihn nicht räumen, um so weniger, als ich — mit Recht — fürchtete, daß meine Stelle eingehen würde. Es half alles nichts; wollte ich nicht ernste Verlegenheiten, die andere treffen mußten, schaffen, mußte ich gehen. Verwunden habe ich den erzwungenen Weggang von Straßburg und dem Elsaß nie. Zugeben muß ich, daß ich in Göttingen eine Zuhörerschaft fand, die hoch stand und viel leistete. Es war nie mein Ehrgeiz, Schule zu bilden; mir schien es nicht der Mühe wert, die Mittelmäßigkeit um einige Zoll in die Höhe zu bringen, und ich war und bin noch der Meinung, daß das echte wissenschaftliche Talent sich selbst seinen Weg suchen und das ihn Fördernde auswählen soll; freilich muß ihm etwas vorgesetzt werden, das ihn zum strengen Denken zwingt und ihm zeigt, daß das Leben kurz, die Wissenschaft aber unendlich ist. So habe ich nur ganz selten Dissertationen in die Welt gesetzt; daß mir manche, die jetzt auf dem Katheder sitzen, Anhänglichkeit, ja Dankbarkeit bezeugt haben, rechne ich ihnen mehr an als mir. Ferner fand sich in Göttingen ein Kreis Kollegen zusammen, wie ich ihn weder vorher noch nachher je gehabt habe, die Sprachforscher Wackernagel und Andreas, der Germanist Edward Schroeder, der Ägyptologe Sethe, der Alttestamentler R. Smend. Vor allem aber erwarb ich mir rasch die, ich kann nur sagen, väterliche Freundschaft Julius Wellhausens. Es war das wenigste, daß er meinem autodidaktischen Dilettantismus *in semiticis* ein Rückgrat gab, durch den Rat, Arabisch zu lernen; wichtiger war, daß ich gerade recht kam, um die Abfassung seiner Erklärungen zu den Evan-

gelien in nächster Nähe zu erleben. Was ich ihm von griechischen Kenntnissen beisteuerte für spätere Auflagen, war nicht viel; ich bewunderte dagegen die Genialität der Interpretation und lernte, daß die Wurzeln der synoptischen Evangelien, namentlich des Markusevangeliums, im alten Testament liegen: wer das nicht kennt, wird die Evangelien nie auslegen können. Aus einer Wellhausenschen Erklärung wuchs, nur zu rasch, die Abhandlung über den Tod der Söhne Zebedaei hervor; ich bedauere, daß ich die Zeit nicht gefunden habe, das Richtige, was darin steht, von den Schlacken der ersten Niederschrift zu reinigen. Beim vierten Evangelium hätte ich es bei meinen ersten Anregungen, die ich Wellhausen gab, bewenden lassen sollen; die Aporien zum vierten Evangelium sind, von einzelnem wie dem Kapitel über Philo abgesehen, verunglückt. Besser fuhr ich mit einem anderen Stoff, der mir näher lag. Mommsen starb, als der zweite Band unserer Ausgabe von Eusebius' Kirchengeschichte im Druck war; ich mußte die Korrektur des Druckes nach seinem Manuskript übernehmen und mich in die von Rufin hinzugefügten Bücher vertiefen. Dadurch kam ich auf Athanasius und sah gleich, daß es darauf ankam, das in reichlicher Fülle vorhandene Material von Urkunden zu durchforschen; hier ließ sich unmittelbar aus den Akten die Geschichte aufbauen und die parteiische Publizistik des skrupellosen Hierarchen richtigstellen. Es kam mir zustatten, daß ich 1902 in die Sozietät der Wissenschaften aufgenommen war und für meine Arbeiten, die, weder theologisch noch klassisch-philologisch, kaum in einer Zeitschrift untergekommen wären, eine immer offenstehende Herberge fand; die Beiträge zur Geschichte des Athanasius konnten in rascher Folge erscheinen. Und doch mußte ich aufhören. Der Text der Maurinerausgabe des Athanasius erschien mir verdächtig, wie ich später bei meiner Arbeit über den sog. Sermo maior des Athanasius entdeckte, mit Recht; Holls Ausgabe des Epiphanius stand noch im weiten Felde. Am schlimmsten sah es mit den Kanones und den Akten des Konzils von Serdika aus; da saß ich einfach fest.

Die lateinischen Kanones und ihre griechische Übersetzung sind von Turner, dessen Freund ich durch literarischen Austausch wurde und trotz des Krieges blieb, erst 1930 nach der Überlieferung musterhaft ediert; die Folgerungen aus dem hergestellten Text zog ich in zwei Aufsätzen (»Der 6. Kanon von Nicaea auf der Synode von Chalkedon« in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1930 und »Die griechischen Kanones von Serdika« in der Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft 1930) und einer ausführlichen Rezension in der kanonistischen Abteilung der Savigny-Zeitschrift 1930. Diese Aufsätze rechtfertigen es, daß ich meine Beiträge zur Geschichte des Athanasius nicht über 342 hinausführte. Nur eins ließ sich in Ordnung bringen, die Ostertafel des orientalischen Konzils von Serdika im Veronensis 60. Als ich die Photographie des einen Blattes erhielt, merkte ich, daß es eine Urkunde ersten Ranges war. Noch 342 bestimmte das antiochenische Patriarchat Ostern nach dem jüdischen Pascha; wichtiger war ein urkundliches Zeugnis dafür, daß das seltsame Gebilde des jetzt geltenden jüdischen Kalenders im 4. Jahrhundert noch nicht existierte. Daraus ergab sich, daß Useners für die Anfänge des Weihnachtsfestes wichtigen Datierungen der Judenpredigten des Johannes Chrysostomos zu revidieren waren, ferner daß es gelingen mußte, das Martyrium Polykarps, ein Fundamentaldatum der Kirchengeschichte des 2. Jahrhunderts, auf Jahr und Tag zu berechnen. Das hätte sich in einem kurzen Aufsatz erledigen lassen, aber nur für die wenigen, die mit der Osterberechnung Bescheid wußten. Ferner reichten zwar für praktische Zwecke die üblichen Darstellungen des alexandrinischen Zyklus aus, lehrten aber über seine Geschichte nichts. Was über die vielen anderen Zyklen vorlag, war ungenügend; das schöne Buch von Krusch über den 84jährigen römischen Zyklus bedürfte der Ergänzung. Es ließ sich nicht ändern: eine Geschichte der Osterberechnung mußte an Stelle der Systematik einzelner Zyklen gesetzt werden. Ich habe ein Jahr Arbeit (1904/05) daran gesetzt und es nicht bereut. Es

ergab sich durch die Überlieferung über die faktischen Osterdaten in Rom und Alexandrien, daß durch die immer wieder aus kirchenpolitischen Gründen nötigen Ausgleichungen der verschieden konstruierten Zyklen die römische Berechnung zerstört wurde und De Rossis Schlüsse aus den faktischen römischen Daten falsch waren, ferner, daß die irische Osterpraxis quartodecimanisch war, also aus Kleinasien direkt, nicht aus Rom stammte, mithin die irische Kirche keine römische Gründung war; endlich enthüllte sich aus dem Buche Albirunis, einer Glanzleistung arabischer Wissenschaft, das Ideler noch nicht kannte, das Mysterium des erst im 6. Jahrhundert entstandenen jüdischen Kalenders. Das Buch machte mir selbst viel Freude, weil die Früchte der umständlichen, aber leichten Rechnungen wie von selbst vom Baum fielen; die Resultate hatten den Vorzug, mathematisch sicher zu sein. Aber das gelehrte Publikum wollte nicht mit; es waren zu viel Zahlen darin, und der Grundsatz, daß die Institutionen die besten Zeugen der Geschichte sind, tritt immer noch in der Kirchengeschichte gegenüber der Literatur und dem, was man Dogmen zu nennen pflegt, zu sehr zurück.

Nachdem eine mich sehr lockende Aussicht, nach Wien zu kommen, sich zerschlagen hatte, folgte ich im Frühjahr 1909 einem Ruf nach Freiburg. Kurz vor meinem Weggang von Göttingen benutzte ich die Verpflichtung, in der öffentlichen Jahressitzung der Sozietät der Wissenschaften die Rede zu halten, um auseinanderzusetzen, daß die ἱστορία ἐκκλησιαστική des Eusebius und seiner Nachfolger ihrer Form und ihren Zielen nach etwas anderes sei, als was im modernen Sprachgebrauch Kirchengeschichte heiße; am Schluß stimmte ich ein Klagelied an über die Vernachlässigung des griechischen Kirchenrechts; die Überlieferung der griechischen Kanones sei unbekannt, die gedruckten Texte unzuverlässig und unbrauchbar; die Leistungen Lagardes hätten keine Fortsetzer gefunden[1]. Nach einiger Zeit erhielt ich aus Petersburg ein Paket mit einer, allerdings ledig-

[1] *[1. Band, S. 110—130.]*

lich nach der altrussischen Übersetzung und ihrer griechischen Vorlage orientierten Ausgabe der Kanonessammlung in 14 Titeln und ein russisches Buch über die Überlieferung dieser Sammlung, auf der der Text der griechischen Kanones beruht; bekanntlich ist die originale Sammlung, die ursprünglich zwischen 360 und 380 in Antiochien entstanden ist und dem Konzil von Chalkedon vorlag, verloren gegangen und nur in den mannigfaltig verzweigten Sammlungen der lateinischen alten Übersetzungen indirekt erhalten. Als Absender des Pakets bekannte sich in einem inliegenden Brief W. Beneschewitsch; er wollte mir zeigen, daß in Rußland doch für das griechische Kirchenrecht etwas geleistet werde. Ich lernte den trefflichen Gelehrten 1912 in Rom persönlich kennen, unsere Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft befestigte sich, als ich 1913 als Vertreter der Göttinger Sozietät in Petersburg der letzten Tagung der Association internationale des Académies beiwohnte. Ich habe durchgesetzt, daß er Mitglied der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft wurde; 1927 wurde er auf meinen Vorschlag korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie, unmittelbar darauf wählte ihn die Berliner Akademie ebenfalls zum korrespondierenden Mitglied. Die Bayerische Akademie übertrug ihm die Ausgabe des Nomokanon des Johannes Scholasticus, durch die die bis jetzt ungenügend edierten griechischen Stücke des justinianischen Codex erhalten sind; Beneschewitsch war nicht nur ein vorzüglicher, man kann sagen der erste Kenner des griechischen und altrussischen Kirchenrechts, sondern auch des lateinischen Corpus iuris und seiner griechischen Paraphrasen und Bearbeitungen. Das Studium seines Buches über die Überlieferung der griechischen Kanones nahm mich in Freiburg zunächst ganz in Anspruch; seine Mitteilungen über die griechischen Handschriften sind meinen Acta Conciliorum sehr zustatten gekommen.

Es war eine Ehre ohne besondere Verpflichtung, daß die neu gegründete Heidelberger Akademie mich zum auswärtigen Mitglied machte; durch eine Abhandlung über den Mono-

physiten Johannes Rufus, in dem ich den Verfasser der aus dem Griechischen ins Syrische übersetzten Vita Petrus des Iberers erkannte, stattete ich meinen Dank ab. Wichtiger war die Begründung der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft, an der ich bei meinen regelmäßigen Ferienreisen von Göttingen nach Straßburg lebhaften Anteil genommen hatte; daß ich wieder in unmittelbare Nähe von Straßburg kam, war ein Hauptmotiv meiner Übersiedlung nach Freiburg gewesen. Die in nicht streng akademischer Form organisierte Gesellschaft kam unerwartet früh durch ein Legat des Buchhändlers Trübner in den Besitz erheblicher Mittel, die später vor dem Einrücken der Franzosen nach Heidelberg gerettet wurden, aber durch die Inflation verloren gingen; eine vom Reich gewährte Kulturrente ist ein spärlicher Ersatz. Damals sah sich die Gesellschaft nach einem großen wissenschaftlichen Unternehmen um, das ihre Existenz legitimierte und sie davor behütete, ihre Mittel an dilettantische Lokalforschungen u. dgl. zu versplittern. Aus den Beratungen ging bald der Plan einer kritischen Ausgabe der Akten der ökumenischen Konzilien hervor; die Ausführung wurde mir übertragen. Daß die durchweg ältere, oft reichere Überlieferung, die durch die lateinischen Übersetzungen geboten wird, sofort in den Plan aufgenommen wurde, verstand sich von selbst. Es genügte aber nicht. Die Sitzungsprotokolle der Konzilien wurden aufbewahrt bei den großen Patriarchaten, aber an und für sich nicht veröffentlicht; das geschah lediglich aus kirchenpolitischem Interesse, selten vollständig. Um den politischen Zweck sicherer zu erreichen, wurden andere Aktenstücke, namentlich Briefe, hinzugefügt. Man kann, muß sogar alle handschriftlichen Sammlungen von Konzilsakten als Publizistik auffassen. Das deutlichste Beispiel sind die ephesischen Akten, die von den beiden Parteien, in die das Konzil sich spaltete, gegen einander gesammelt und herausgegeben sind. Mit dem chalkedonischen ist es nicht anders; es wurde zwar von der staatlichen Leitung straff zusammengehalten, mußte aber gegen die fanatische Opposition der monophysitischen Schismatiker

verteidigt werden. Jenes kirchenpolitische Interesse wirkte nicht nur in der Zeit der Konzilien selbst, sondern meist noch lange nachher; daß von den ephesischen und chalkedonischen Sammlungen so viel erhalten ist, ist eine Folge des Dreikapitelstreits unter Justinian, der die meisten lateinischen Übersetzungen und partikulären Sammlungen erst ins Leben gerufen hat. Endlich ist noch zu bedenken, daß Papst Leo I. selbst als Publizist eingriff dadurch, daß er die politische Korrespondenz seines Vorgängers Caelestin und seine eigene herausgeben ließ. Da die publizistische Absicht meist nur aus der Zusammenstellung des veröffentlichten Materials zu erkennen ist, muß gefordert werden, daß die Sammlungen als solche herausgegeben, nicht aufgelöst und nach willkürlichen Gesichtspunkten neu zusammengestellt werden, wie es von den ersten und einzigen Herausgebern der griechischen Akten im Jahre 1608 zum Unglück für die Forschung geschehen ist; die späteren Sammlungen von Labbé, Hardouin, Mansi sind, soweit der griechische Text in Frage kommt, nur Nachdrucke.

Für die lateinische Überlieferung war durch Baluze im 17., die Ballerini im 18., Maassen im 19. Jahrhundert gut vorgearbeitet worden; natürlich mußten diese Vorarbeiten ergänzt und berichtigt werden. Die griechische war unbekannt, die Untersuchung mußte von Grund aus neu geführt werden. Reisen nach Paris und Italien (Rom, Monte Cassino, Verona, Mailand, Vercelli, Novara) brachten die nötige Aufklärung; für das in Griechenland und auf dem Athos liegende Material steuerte Kollege Ehrhard wichtige Hinweise bei. Möglich wurde die ganze Unternehmung nur durch die Erfindung der Schwarzweiß-Photographie; viele Photographien habe ich auf meinen Reisen oder, wenn die Handschriften ausgeliehen wurden, in Freiburg selbst aufgenommen. Das verlangte Zeit und schob die Ausarbeitung des Textes hinaus; übereilte Publikationen, wie sie z. B. bei der Berliner Ausgabe Hippolyts oder bei dem Cyprian Hartels im Wiener Korpus vorgekommen waren, sollten das Unternehmen nicht diskreditieren. So konnte ich

der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft zwei Arbeiten liefern, die aus dem Studium der Kanonessammlungen hervorgingen; zu den Texten der Sammlung der 14 Titel treten die älteren syrischen Übersetzungen hinzu, die auf meinen Antrag von der Göttinger Sozietät in deren Abhandlungen veröffentlicht waren. In der einen jener Arbeiten glückte mir die Entdeckung, daß die sog. ägyptische Kirchenordnung ein Werk Hippolyts sei; erst nach dem Krieg erfuhr ich, daß der englische Benediktiner Conolly unabhängig von mir dasselbe gefunden habe. Eine bessere Bestätigung konnte ich mir nicht wünschen.

1913, nach meiner letzten Reise nach Italien, konnte ich der Straßburger Gesellschaft einen Plan vorlegen, was zu veröffentlichen und wie es auf die einzelnen Bände zu verteilen sei. Er hat sich im wesentlichen bewährt. Zunächst nahm ich eine auf die palästinischen Sabbasklöster zurückgehende, zugleich gegen die Monophysiten und die Origenisten zusammengestellte Sammlung vor, deren Hauptstück die Akten des Konstantinopler Konzils von 536 waren. Als etwa zwei Drittel aufgearbeitet waren, teilte mir Ehrhard mit, daß eine alte Handschrift der Sammlung in Vatopedi auf dem Athos liege; meine Codices waren alle jung. Die Athoshandschrift in Photographien zu bekommen, war damals unmöglich; ich ließ die Arbeit zunächst liegen. Lange nachher erhielt ich eine Photographie der ganzen Handschrift durch einen jungen amerikanischen Freund, Mr. Blake, den ich in Freiburg kennengelernt hatte. So hoffe ich, meine Arbeit an dieser Sammlung verbessern und vollenden zu können; es war gut, daß ich sie damals abbrach, so schwer es mich ankam. Für die ersten beiden großen Konzile von Ephesus und Chalkedon — von Nicaea und Konstantinopel I existieren bekanntlich keine Akten — schien mir mit Recht die Zeit noch nicht gekommen; der zufällige Fund einer verloren geglaubten Handschrift veranlaßte mich, den zweiten Band des dem Konstantinopler Konzil zugewiesenen Tomus IIII in Angriff zu nehmen, in dem eine Reihe lateinischer Samm-

lungen vereinigt ist. Das Manuskript war fertig, als mein Leben eine neue Wendung nahm.

Im Herbst 1913 nahm Bruno Keil einen Ruf nach Leipzig an, den ich abgelehnt hatte. Ich war entschlossen, in Freiburg zu bleiben, wo mir die Lehrtätigkeit genügend Muße für meine Arbeiten ließ; daraus wurde nichts. Die Straßburger Fakultät bat mich dringend, nach Straßburg zurückzukehren und das meinige zu tun, um den immer mehr drohenden Niedergang der dortigen Universität aufzuhalten. Das war ein Appell, dem ich glaubte folgen zu müssen. Ich habe es nicht bereut; das große deutsche Schicksal an der Grenze in Verbindung mit dem eigenen zu erleben, war etwas Großes, das ich um keinen Preis missen möchte, so teuer ich es auch habe erkaufen müssen.

Der Druck von t. IIII 2 der Acta Conciliorum war so gut wie fertig, als ich im April 1914 nach Straßburg übersiedelte; ich nahm die lateinische Übersetzung der ephesischen Akten vor, von der ich eine unbekannte, mit der berühmten Collectio Casinensis in Verbindung stehende Rezension in den beiden Handschriften dieser Sammlung gefunden hatte. Aber ich kam nicht weit; denn ich erhielt durch das Deutsche Archäologische Institut die vollständige Photographie einer von Ehrhard in einer obskuren athenischen Bibliothek gefundenen Handschrift der griechischen Akten von Ephesus, die auf den ersten Blick so von meinen sonstigen Handschriften abwich, daß sie zunächst einmal inventarisiert werden mußte. Bald stellte sich heraus, daß sie Dutzende von ganz unbekannten oder nur in schwer verständlichen lateinischen Übersetzungen erhaltenen Aktenstücken enthielt. Ich war mit dem Kopieren dieser und dem Beschreiben der ganzen Handschrift noch nicht fertig, als der Krieg ausbrach. Unmittelbar nach der Mobilmachung schaffte ich alles photographische Material, meine Arbeiten und die dafür nötigen Bücher in die Keller der Straßburger Bibliothek; schon aus innern Gründen war an eine Fortsetzung der Arbeit nicht zu denken. Ich zweifelte, ob ich sie je würde wieder aufnehmen können.

Drei erwachsene Söhne schickte ich ins Feld, den einen, der gerade diente, sofort; er ist der einzige, der, freilich einarmig, zurückgekehrt ist. Die beiden älteren rückten nach zwei Monaten aus. Mein Ältester, ein geborener Gelehrter, hatte Geschichte studiert, sich mit einer Preisarbeit und Dissertation über die deutschen Bischöfe Reichsitaliens gut eingeführt und war Mitarbeiter der Monumenta Germaniae geworden. Ich hatte ihm die Bearbeitung des 8. Konzils zugedacht. Noch nicht 14 Tage im Feld, fiel er. Der zweite machte den ganzen Krieg mit, wurde bald Offizier. Auf dem Rückzug 1918 schwer verwundet, starb er in Frankfurt a. Oder, wohin er schließlich transportiert war. Ich erhielt die Nachricht, als ich auf der Flucht aus Straßburg in Freiburg angekommen war, am 15. November 1918.

Zu der anfangs erwarteten Belagerung kam es nicht; der erste Siegeslauf löste die unerträgliche Spannung, aber nur für kurze Zeit. Dann lastete der Krieg schwer in der Grenzfestung mit ihren notwendigen Beschränkungen der freien Bewegung. Am erträglichsten war noch das Jahr April 1915—1916, in dem ich das Rektorat führte; ich kam mit den allmächtigen Generalen gut aus und konnte allerlei für die Universität durchsetzen. Eine Denkschrift über die zu erstrebende politische Gestaltung der Reichslande, die ich im Frühjahr 1916 in Berlin in der »Deutschen Gesellschaft 1914« vortrug, lief an den Höfen der Bundesfürsten um. Sie war entstanden in einem Kreise von deutsch gesinnten Elsässern, an deren Spitze W. Kapp (jetzt in Freiburg Professor der Zeitungswissenschaft) stand; er wurde der erste, ich der zweite Vorsitzende der Straßburger Gesellschaft für deutsche Kultur, in der Altdeutsche und Elsässer regelmäßig zusammenkamen und in der sich ein reges geistiges Leben entwickelte. Daß wir nicht über Kriegsziele debattierten, war ein Vorzug. Ab und zu hielt ich Vorträge, einmal in Brüssel, auch in Freiburg, ohne Freude daran; erquicklicher waren die akademischen Kurse für Kriegsteilnehmer im Dezember 1917. Um eine dauernde, scharf anspannende Arbeit zu haben, machte ich mich nach Ablauf meines Rektorats daran, meine schon durch viele

Vorlesungen hindurchgeschleppten Gedanken über Thukydides' Geschichtswerk zu einem Buche zusammenzufassen, das darstellen sollte, wie der lange Peloponnesische Krieg auf den Geschichtschreiber gewirkt hatte. Das entsprach der schweren Zeit und ist der Form des Buches zustatten gekommen; im übrigen wäre es wohl besser gewesen, ich wäre mit meinen Gedanken früher hervorgetreten. Das Buch wurde unmittelbar vor dem Zusammenbruch gedruckt und hatte einen Erfolg, mit dem ich zufrieden sein konnte: es kam eine lebhafte Diskussion über Thukydides wieder in Gang. Manche der von mir aufgeworfenen Fragen sind gelöst, anders als ich's mir gedacht hatte, aber das Problem als Ganzes ist geblieben. Ich habe mich nicht entschließen können, das in schwerster Zeit mir selbst abgerungene Werk, das nach wenigen Jahren vergriffen war, durch ein anderes zu ersetzen; es steckte von meinem eigenen Schicksal zu viel darin.

Durch meine Denkschrift und die aktive Beteiligung an der Straßburger Gesellschaft für deutsche Kultur war ich den mit den Franzosen zusammensteckenden Elsässern verhaßt geworden und stand, wie ich lange nachher erfuhr, auf einer schwarzen Liste, war auch von vorneherein nicht geneigt, den Einzug der Franzosen, den ich im Gegensatz zu den offiziös verbreiteten albernen Hoffnungen nach dem Waffenstillstand sicher und bald erwartete, persönlich zu erleben. Eine rechtzeitige Warnung veranlaßte mich, nach dem nahen Freiburg zu fliehen, mit Zurücklassung meiner Habe und meiner Bücher. Die oben erwähnten Kisten in der Straßburger Bibliothek brachte ich noch heraus, ebenso acht andere mit den wertvollsten Stücken meiner Bibliothek; beide Sendungen gelangten erst im Sommer 1919 wieder in meinen Besitz. Meine Mobilien sah ich nie wieder; der Rest meiner Bibliothek und meine zurückgelassenen Manuskripte wurden, durch Vermittlung des Dänen Heiberg und des Belgiers Cumont, mir Weihnachten 1919 zugeschickt. Einer glücklichen Eingebung folgend, steckte ich mein Vorlesungsheft über Homer zu mir, als ich meine Straßburger Wohnung verließ; mein Buch über Thukydides erschien bald nach meiner Flucht.

So konnte ich in einem Kriegssemester in Freiburg und im Anfang in München wenigstens eine Vorlesung halten; wissenschaftliche Produktion war unmöglich. Nur eine Besprechung von Wilamowitz' »Plato« und ein Aufsatz gegen Spenglers »Untergang des Abendlandes«[1] kamen zustande. In Freiburg mußte ich ein paar Monate auf Ersuchen der badischen Regierung eine Fürsorgestelle für die aus dem Oberelsaß verjagten Altdeutschen leiten; zugleich brachte ich eine Aktion für die vertriebenen Straßburger Kollegen mit Hilfe des Freiburger Senats in Gang und begründete zusammen mit dem Professor v. Mises eine Zentralstelle für die zerstörte Universität.

Im März 1919 erhielt ich den Ruf nach München. Ich fuhr hin und fand im Ministerium die beste Aufnahme. Die Kollegen bewillkommten mich nicht nur mit Worten, sondern statteten mir, als ich im Mai in das eben befreite München einzog, eine leicht gefundene Wohnung so weit mit Mobilien aus, daß ich wieder in eigenen Räumen hausen konnte. Ich habe es, um nicht undankbar zu erscheinen, für meine Pflicht gehalten, von dem Recht, mit 65 Jahren abzugehen, keinen Gebrauch zu machen und bis zum 70. Lebensjahr im Amt zu bleiben. Mit den Fachkollegen stand ich in bester Eintracht; 1929 war alles in so guter Ordnung, daß ich den Katheder ohne Sorge für die Zukunft verlassen und mich auf die wissenschaftliche Produktion zurückziehen konnte. Die für die alte Kirchengeschichte und Patristik glänzend ausgestattete Münchener Hof- und Staatsbibliothek und deren noch lange nicht ausgenutzten Handschriftenschätze boten eine Hilfe, wie ich sie bis dahin auch in Göttingen und Straßburg nicht gehabt hatte.

Im Sommer 1919 nahm ich die Arbeit an den Acta Conciliorum wieder auf. Ich vollendete zunächst die Beschreibung der athenischen Handschrift, die ich 1914 hatte abbrechen müssen, und legte sie mit den Abschriften der neugefundenen Aktenstücke der Bayerischen Akademie vor, die mich als ordentliches Mit-

[1] *[»Über das Verhältnis der Hellenen zur Geschichte«; 1. Band, S. 47 bis 66.]*

glied aufgenommen hatte. Schon durch diesen Fund war darüber entschieden, daß alle Kraft zunächst auf das ephesische Konzil konzentriert werden mußte, obgleich hier die größten Massen zu bewältigen waren und die Überlieferung am stärksten auseinanderfiel. Die Mittel der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft, die nach Heidelberg geflüchtet war und von H. Bresslau vorbildlich geleitet wurde, reichten zunächst hin, um das vorhandene photographische Material zu ergänzen, gingen aber in der Inflation aus. Da die Ausarbeitung des Textes rasch voranging, mußte ich rechtzeitig daran denken, das noch fehlende Material für das chalkedonische Konzil zu beschaffen, was schwere Sorge bereitete, da das deutsche Geld wertlos geworden war. Mit großartiger Munifizenz kam durch Vermittlung des Kardinals Ehrle, den ich 1910 und 1912 in der Vaticana kennengelernt hatte, Papst Pius XI. mir zu Hilfe; er ließ auf seine Kosten alle Handschriften, die ich angab, photographieren und stellte sie mir zur Verfügung. 1928 schenkten mir zu meinem 70. Geburtstag Freunde und ehemalige Schüler eine so namhafte Summe, daß ich mir alles, was ich noch von Büchern und Photographien brauche, verschaffen kann ohne zu betteln. Eine zweite Schwierigkeit bot der Druck. Ich konnte die Firma de Gruyter dazu bewegen, daß sie ihn wieder aufnahm; erst 1921 begann der Druck der Collectio Casinensis und rückte langsam vor. Es lag genug Manuskript für die nächsten Jahre vor, und so wagte ich es, einen Seitensprung zu machen und nahm das Angebot der »Bremer Presse« an, für eine Luxusausgabe von Ilias und Odyssee den Text zu liefern. Ich habe ihn neu konstituiert, eine reizvolle Aufgabe, da ich mich auf einen kurzen Apparat beschränken konnte; natürlich hatte ich das ganze Material, vor allem die antike Überlieferung durchgearbeitet. Über die Ilias hatte ich mich in einer langen, noch in Straßburg verfaßten Rezension von Wilamowitz' »Homer und die Ilias«[1] ausgesprochen; Versuche, die Odyssee zu analysieren, hatte ich oft in Vorlesungen vorgetragen. Diese »schwankenden

[1] *[Unten S. 25—41.]*

Gestalten« meldeten sich, als ich den Text der Odyssee aufbaute und immer wieder überlegen mußte, ob spätere Interpolationen oder Zusätze der letzten Redaktion vorlagen. So erlag ich der Versuchung und schrieb ein Buch über die Odyssee. Es rief eine Gegenschrift von Wilamowitz hervor.

Die Akten des ephesischen Konzils waren fertig gedruckt, als das 1500 jährige Jubiläum des Konzils begangen wurde; auch die nicht leichte Arbeit der Indices zu den griechischen Akten hatte nicht aufgehalten, so wenig wie eine Reihe von Aufsätzen, die die Praefationes entlasten sollten und meist in den Sitzungsberichten der Bayerischen Akademie, einer auch in denen der Wiener erschienen. Da ich von Anfang an mit meinem Manuskript den Setzern weit voraus war, konnte ich schon Jahre, bevor das ephesische Konzil fertig gedruckt war, an das Chalcedonense gehen. Auch dafür ist das Manuskript fertig, bis auf den letzten Band, der den Codex encyclius, Liberatus, die Aktenstücke des acacianischen Schismas enthält; ich hoffe ihn in diesem Jahr zu vollenden. Band 4 und 2, 1 (die Korrespondenz Papst Leos und die von ihm 450 publizierte Sammlung der Akten in Sachen des Eutyches) sind erschienen; der Druck der griechischen Akten hat begonnen.

Wie viel ich noch von dem Werk, das mich in schwersten Zeiten aufrecht erhalten und die Last des Alters mir leicht gemacht hat, fertigstellen und gedruckt sehen werde, steht in Gottes Hand. Jedenfalls ist es weit genug gediehen, um zu zeigen, wie die Aufgabe anzugreifen ist, und Jüngere in Stand zu setzen, daß sie sie fortführen, wenn mir die Feder aus der Hand fällt.

München 9. V. 1932